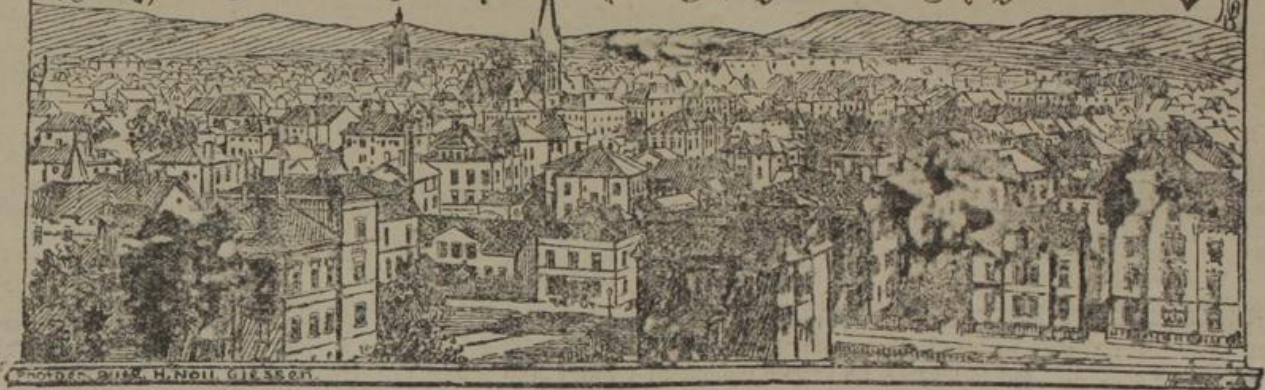


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General Anzeiger).



## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In einem Gefühl des Geborgenseins wollte Eke sich zu ihm flüchten. Aber da trat er von ihr zurück. Kalt griff es ihr ans Herz. Ihre Augen drangen durch die Dämmerung in seine Blicke.

„Du hast meinen Brief doch erhalten?“

Er neigte das Haupt. Langsam und schwer. Dann kam es von seinen Lippen:

„Ja, ich erhielt den Brief. Und ich danke Dir dafür — aber es ist zu spät.“

„Zu spät?“ Still stand ihr plötzlich das Herz. „Wie meinst du das?“

„Eke,“ noch tiefer sank ihm der Kopf, „ich — bin deiner nicht mehr wert.“

Nichts. Keinen Laut.

Da suchten seine brennenden Augen sie.

„Du sagst gar nichts —?“

Ein langsames Regen. Ein Erwachen aus furchtbarer Erstarrung.

„Was soll ich sagen?“

Wieder das Schweigen. So todesbang in den Schauern der dämmernden Einsamkeit, und dann ihre Frage, kaum vernehmbar, tonlos:

„Mit wem?“

„Marga Reusch —“

Ein Zusammensucken Ekes, als wolle sie zu Boden stürzen. Seine Hand streckte sich ihr helfend entgegen. Doch da stand sie bereits wieder vor ihm, fest und aufrecht. Nur blaß war das Antlitz, das ihm durch die Dämmerung entgegenleuchtete.

Es würgte ihm in der Kehle. Sein Leben hätte er hingegeben, hätte er damit die Stunde gestern ungeschehen machen können. So bohrten sich seine Augen ins Dunkel, daß es schmerzte.

Und immer drüben bei ihr dies marternde, lautlose Schweigen. Doch nun ein leises Rauschen ihres Kleides. Sie kehrte ihm den Rücken. Da fuhr er auf:

„Eke — hast du kein Wort mehr für mich?“

„Ich habe dir nichts mehr zu sagen, als das: Tu deine Pflicht, wenigstens bei der anderen.“

Eine fremde Stimme sprach es zu ihm aus dem Dunkel. Dann war er allein.

Er stieß die Fäuste von sich, die Andern zum Berspringen gestrafft. In seinen Ohren gellte ein ungelachtes Lachen. Wild und zerrissen. Da ging etwas zuschanden in ihm, in dieser Minute — das konnte ein ganzes Leben nicht wieder heilen.

Aber dann war es vorbei. Ein finsternes, entschlossenes Antlitz hob sich ins Dunkel. Dem Weg entgegen, der ihn

nun vorgezeichnet war. Es hätte ihrer Weisung nicht bedurft. —

Zu Haus angelangt, trat Bertsch in sein Schlafzimmer. Das kühlte Wasserbad tat seinen heißen Schläfen wohl. Dann machte er sich fertig, hinunterzugehen. Noch heute wollte er mit Margas Vater sprechen. Ins reine kommen auch damit. Und dann wieder seine Arbeit, nur noch seine Arbeit! Das andere war vorüber. Der törichte Glückstraum wie der unsinnige Rausch seines siedernden Blutes, der ihn gestern in Margas Arme getrieben hatte. Was war sie ihm heute? Ein wilder Zorn packte ihn, wenn er nur an sie dachte. An ihre verführerische Schönheit, die ihn betört hatte. Er haßte in ihr seine eigene Mannesschwachheit.

Aber dann kämpfte er auch das noch nieder. Sinnlos und ungerecht war das. Wollte er ihr die Verantwortung zuwälzen, die er selber zu tragen hatte? Und er zwang sich, anders an sie zu denken. Gelassen wollte er ihr gegenüber treten. Beherrscht und ruhig. Wie es nun immer fortan zwischen ihnen sein sollte. Auch nachher in ihrer Ehe. Mit völliger Ruhe begann er sich dies Zusammenleben vorzustellen. Aber auch ganz gleichgültig. Als ginge ihn das im Grunde gar nichts an. Was auch weiter? Es würde eben eine Ehe werden, wie so viele. Nur daß er den Launen seiner schönen Frau sehr energisch Zügel anlegen würde. Dachte sie etwa das Regiment zu führen, so hatte sie sich stark verrechnet.

Gestillt gab er sich diesem Gedanken hin. Wie um das andere zu übertönen, daß er noch immer in der Tiefe zucken fühlte. Doch ein leises Anpochen an seine Wohnzimmertür rief ihn jetzt ins Nebengemach.

„Sie, Mutter Reusch?“

Erstaunt begrüßte er den ungewöhnlichen Besuch.

„Ja, ich muß Sie einmal sprechen, Herr Bertsch. Schon seit Wochen warte ich auf die Gelegenheit, aber ich treiff' Sie ja nimmer allein an.“

„Nun, was haben Sie denn, liebe Frau Reusch? So — hier ist das Sofa, und jetzt erzählen Sie mir.“

„Es ist wegen des Mädels, meiner Enkelin.“

„Margas wegen?“

„Ja — es geht mir nicht mehr aus dem Kopf, seitdem mir neulich so allerlei Gedanken gekommen sind. Es ist ja wunderbar, daß ich gerad' mit Ihnen darüber sprechen soll — aber es geht doch auch Sie an.“

„Auch mich?“

Sollte Marga etwa schon von gestern gesprochen haben hier im Hause? Seine Stirn zog sich zusammen.

„Gerad' Sie, Herr Bertsch,“ sagte leise die Blinde.

„Und darum bin ich's Ihnen sogar wohl schuldig, daß ich rede. In Ihrem wie in Margas eigenem Interesse.“

„Sie sehen mich wirklich verwundert, Frau Reusch. Was ist's denn nur?“

„Ich bin eine alte Frau, die Ihre gute Mutter noch gekannt hat, da darf ich ja wohl frei zu Ihnen sprechen. Also: Das Kind, die Marga, hat's sich in den Kopf gesetzt,

Sie wären gerod' der rechte Mann für sie und sollten sie heiraten."

"Nun, Mutter Neusch — haben Sie denn solche Bedenken gegen mich?"

"Nicht gegen Sie, lieber Herr Bertsch. Aber gegen eine Ehe zwischen ihnen beiden."

"Und warum das?"

"Ja, sehen Sie — die Marga hat gar so ihre eigenen Ansichten über das Heiraten. So ganz anders, als Mädchen sonst. Was sie sucht in der Ehe, das ist ja nicht das Glück."

"Was denn sonst?" Und er horchte auf.

"Ihr Leben möcht' sie genießen, so recht nach Herzenslust. Dazu soll ihr die Ehe taugen."

"So — dazu also?"

"Ja, und darum spreche ich offen zu Ihnen. Und weil ich es gut mit Ihnen meine, lieber Herr Bertsch. Die Magri hat ja wohl etwas an sich, daß sie einen Mann leicht an sich ziehen kann. Aber es wär' nicht Ihr Glück. Sie brauchen eine andere Frau. Und die Magri einen andern Mann. Denn so einen gehorsamen Sklaven, wie sie ihn sich wünscht, den tät'en Sie doch nimmer abgeben."

"Aberdings wohl nicht."

"Das weiß ich doch. Und so gäb's denn eine Ehe voller Unfrieden, von früh bis spät. Das hab' ich der Magri auch schon alles gesagt; aber sie hat's sich einmal in den Kopf gesetzt. Und das Mäd'el hat so was — ich fürchte manchmal ordentlich für sie. Sie könn't's fertig bringen mit ihrem heißen Blut, mit irgendeiner Unüberlegtheit ihren Willen durchzusetzen. Es geradezu abzulegen darauf!"

"So — trauen Sie ihr das zu?"

"Leider Gottes — ja. Und darum, lieber Herr Bertsch, sage ich Ihnen das alles. Sie sind ein ruhiger, verständiger Mann. Wenn's jemand anders wär', ich tät's ja nimmer. Denn es könn't' dem heißen jungen Ding dann erst recht zum Schaden sein. Aber Sie —"

"Mja —"

Bertsch wandte den Kopf, trotzdem die lichtlosen Augen vor ihm ihn ja nicht zu erkennen vermochten. Aber dann erhob er sich unvermittelt und tat ein paar Schritte. Ein Gedanke kam ihm plötzlich. Hohwoll grausam. Wenn das gestern abend vielleicht gar kein Zufall war?

Wild schlug sein Herz auf.

Doch da vernahm er wieder die Stimme der Greisin. "Nicht wahr? Sie verstehen schon alles recht, was ich Ihnen gesagt habe?"

"Gewiß — gewiß."

Aber ein Beben war in seinem Ton. Und nun drehte er sich um, mit einem Nud.

"Das beste ist, ich spreche einmal selber mit ihr — gleich!"

"Wie — mit der Magri?"

"Doch! Es ist entschieden das Wichtigste. Das gibt Klarheit zwischen uns mit einem Schlage!"

Und noch ehe die alte Frau ein Wort erwidern konnte, war er schon aus dem Zimmer.

Draußen auf dem Flur traf er auf das Mädchen und fragte nach Marga. Die Magd verschwand und kam wieder. Das Fräulein werde gleich kommen, und sie ließ ihn schon immer ins Familienzimmer eintreten, wo sie Licht machte. Ein nur schlecht verhehltes Lächeln, zudringlich und ahnend, spielte ihr dabei um den breiten Mund. Eine Röte trat ihm da auf die Stirn. Scharf schallten seine Schritte durch das stille Gemach. Am Fenster blieb er stehen, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Dann verließ ihn die Magd. Draußen war es inzwischen völlig dunkel geworden. Doch der Mond war sichtbar, zwischen dunkeln Wolkenschleiern. Sein Silber rieselte in den Garten. Weiß schimmerte es dort aus dichtem Buschwerk auf. Da zuckte Bertsch's Auge zusammen: die Bank unter dem Jasminstrauch — an der Mauerbrüstung. Mit einem Nud warf er sich wieder herum.

Dann nahten leichte Schritte im Nebenzimmer, die Thür öffnete und schloß sich wieder. Ein leises, leidiges Rascheln, und nun Stille. Ein Abwarten bei ihr. Kühl, wortlos. Vorwurf und Strafe zugleich.

Da kehrte er sich ihr zu. Seine Brauen waren tief herabgezogen und verdeckten fast seinen Blick, der nun zu ihr kam, langsam — wie zu einem Feinde.

"Ich hatte eben eine Unterhaltung mit deiner Großmutter. Sie suchte mich auf."

Rauh klang es zu ihr hin.

War das dieselbe Stimme, die gestern abend so weich und dunkel flüstern konnte? Erschrocken blickte sie auf ihn. Verständnißlos. Doch nun sprach er weiter:

"Die alte Frau erzählte mir allerhand. In bester Absicht — sie konnte ja nicht ahnen. Nun — ganz gleich auch. Bloß eins muß ich wissen. Willst du mir eine Frage beantworten — auf Ehre und Gewissen?"

Ihre Augen, die auf ihn gerichtet waren, groß und weit, bekamen etwas Starres.

"Frag!"

"Also — ist es wahr? Du hättest es dir vorgezogen, mit allen Mitteln dein Ziel zu erreichen, mir gegenüber?"

Ein flammendes Rot schloß ihr aus dem Ausschnitt des Kleides, an dem weißen Hals empor.

"Hat dir das meine Großmutter gesagt?"

"Deine Antwort! Mit allen Mitteln? Nötigenfalls auch — mit dem letzten!"

Der heißen Blut folgte ein ebenso jähes Erblassen. Aber ihre Lippen preßten sich aufeinander zu einer schmalen, harten Linie. So stand sie regungslos, die Augen geschlossen. Und erlitt in diesem Moment tiefste Frauen-schmach.

Wohl war es ja so gewesen, wie er sagte. Aber sollte sie ihm bekennen, daß da noch etwas anderes sie getrieben hatte? Stärker wohl noch ausschließlich als alle tühle Vernunft und drängender Ehrgeiz. Dies bekamen ihm — der vor ihr stand, eifersüchtig, nur ihr Ankläger und Richter?

Da warf sie den Kopf in den Nacken zurück.

"Nimm an, was du willst! Es ist unter meiner Würde, dir auf diese Frage etwas zu erwidern."

"So —" Ein harter Glanz war in seinen Augen, wie sie nun in die ihren draugen, gleich zwei unbarmherzigen Schneiden. "Diese Erwiderung ist mir allerdings Antwort genug. Ich weiß jetzt, was ich zu halten habe — von dem — Zufall gesiehn."

"Berhard!"

Sie taumelte fast zurück. So blieb sie an der Thür stehen, beide Hände hinter sich ausgebreitet, wie einen Haß suchend, und den Kopf weit vorgestreckt, zu ihm hin, der jetzt fortfuhr in dem gleichen, grausam kalten Ton.

"Sei ohne Sorge, du hast dein Ziel erreicht. Heiraten werde ich dich natürlich, aber —"

Wie ein Peitschenschlag traf sie dies letzte Wort, mit seiner abgrundtiefen Verachtung. Da riß sie sich empor. Fiebernd brannten ihre dunkeln Augen in dem blutleeren Anblick, wie sie nun die Hand gegen ihn ausstreckte mit einer beschließenden Gebärde.

"Genug! Du hast keinerlei Verpflichtung mir gegenüber — keine. Und wenn ich in dieser Minute etwas bedauere, so ist es nur, daß ich kein Mann bin — um dir die Antwort zu geben, die du verdienst."

Zitternd am ganzen Leibe stieß sie es hervor. Dann war er allein.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Vater.

Von Kriegsberichterstatter Waldemar Bonsels.

Gibt es wohl ein Fleckchen Erde auf der Welt, das mehr Blut getrunken hat, als der Boden Galiziens? Wer will es ermessen, und was würden Zahlen, der purpurnen Allmacht jener Ströme gegenüber, bedeuten, die dort geflossen und verjagt sind, die die Erde in ihrem barmherzigen Schoß drgt, die die allmächtige Sonne in ihr Lidbereich zurückgezogen hat? Die Kreuzeswälder auf Höhen und Wiesen dieses weiten, vorher so wenig gekannten Landes beden nicht allein die Leiber der gefallenen Kämpfer und ihre Schmerzen, sondern sie verkünden eine Welt von Gram, den die Lebendigen ertragen, die Lebendigen deutscher Erde in Nord und Süd, West und Ost, die Lebendigen auf Rußlands weiten Landstrichen, auf Oesterreichs Marken bis tief in die Tiroler Berge hinein und in die bosnischen Hochebenen.

Was bedeutet diesem Meer zerbrochener Hoffnungen und ungenannter Kümernisse gegenüber ein einzelner Fall des Erleidens, und doch will jener graue Morgen mir nicht aus dem Sinn, an dem ein altes Mägdchen mich um meine Hilfe bat, um meine Hilfe, die Stätte zu finden, an der die Liebe und der Glanz seines versinkenden Daseins eingebettet lagen.

Jener eine Fall, in dem das Leid der Heimat wie durch einen Boten zu mir trat, ist mir lange um Gemüht und in vielerlei Betrachtungen nachgegangen. Die Heimat erlebt den Krieg anders als die Kämpfenden und sie erleidet ihn anders. Ein volles Verstehen ist schwer herzustellen, die Faust des Krieges schließt eherns Miegel vor, und der tiefere Grund einer gewissen seltsamen

Fremdheit mag darin liegen, daß Stolz und Scham beiden Seiten die Lippen schließen. Ich habe wenig der kämpfenden und leidenden Männer an der Front getroffen, die auch nur von ihren Taten oder Leiden erzählen, am wenigsten dann, wenn ein hohes Ehrenzeichen ihre Brust schmückt.

Um die Bedrängnisse und das Gekleidete anzuhören, sind die Kameraden da, die Gefährten dieser rauhen Taten, die alles erleben müssen, Vater, Mutter, Gattin und Kinder. Aber der Heimat gegenüber gibt niemand gern zu, wie hart sein Los war, mit den Grenzen der vertrauten Gefilde, die zwar nicht viele schon heute wiedergesehen haben, jetzt in der Brust der Mannestrog der Verantwortlichen und der Stolz der Handelnden ein, um die Klagen verstimmen, oder ihr Angeischt bekommt die grausame Steifheit der siegreichen Kraft.

Und so empfindet die Heimat, und vielleicht ist es ihr heiligstes Recht, von dem großen Kriegselend in fremden Ländern hauptsächlich und zuerst nur die Kraft, den Ruhm, den Erfolg und den Geschmack eines fernem, ehrenvollen Todes. Wer das Gefühl für jene seltsame Verschlebung aller Werte, die das Kriegsleben mit sich bringt, drängt sich ihr nur selten auf, vielleicht einmal dann, wenn die beschriebene Freude eines Heimgekehrten über eine sonst nie beachtete Wichtigkeit sie rührt, oder wenn aus einem Angeischt das merkwürdige und kindliche Entzücken strahlt, nur darüber, daß die Brust noch im Licht atmet, daß die Hände sich noch regen, die Füße noch schreiten und der Mund noch spricht.

Und so verstehen auch die kämpfenden draußen die Menschen der Heimat in ihrem Getriebe, ihren Ansprüchen, ihren Vergnügungen und ihren Worten nicht mehr ganz, am wenigsten in ihrem Gleichmut gegen die Güter eines ruhigen, arglosen Daseins. Nur die Rede schlägt ihre hellen Brücken, im ausgleichenden Glanz ihrer göttlichen Unmacht.

Ich dachte an diese Einzelheiten, als ich an jenem grauen, regnerischen Sommermorgen mit dem alten Mann durch die verödeten Straßen eines kleinen galizischen Ortes schritt. Der Fremde hatte die weite, mühevolle Reise vom Norden Deutschlands bis nach an die russische Grenze Galiziens in Tagen und Nächten erbracht, um eine kurze, traurige Weile am Grab seines Sohnes stehen zu können, und wir gingen nun miteinander hinaus, um es zu suchen.

Die grausam nützliche Sachlichkeit und der eiserne Gleichmut des Kriegshandwerks, wie es sich nahe hinter der Front oft so ernstlich darbieten kann, erschütterten den alten Mann zu Anfang fast heftiger, als der Gedanke an das Grab seines Sohnes. Ihm mochte zumute sein wie einem, der erwartet hätte, in das feierliche und großzügige Ruhmsdämmern einer im Orgellang erbaulichenden, alten Kirche zu kommen, und der sich plötzlich in die grausame Nüchternheit eines modernen Fabrikbetriebes versetzt sieht. Das liegt daran, daß der Krieg alt ist, uralte, sein kaltes dröhnendes Getriebe übertrifft alles, was wir von Fabriken, Warenhäusern, Bahnen oder Maschinen je in der Heimat auch nur gekannt haben.

Und in diesem Bärm der Sachlichkeiten haust der alte Tod? Der Tod der Blumen und der schwermütigen Pflanz, der Tod stiller Gebete und andächtig geschmückter Gräber? Das alte Männchen an meiner Seite tat mir innig leid, aber ich verstand es wohl, denn auch mein Mund ist verstummt, als ich die ersten Einbrüche dieser verwirrenden und erschütternden Lebens- und Todesformen empfing. Es gehört viel Gleichmut, viel Oberflächlichkeit dazu, dort draußen draußloszuschwären.

Es regnete ohne Aufhör, die grünlich schimmernde Ebene war weithin verhängt, unsere Füße sanken tief in den durchweichenden Lehmboden, ein paar armenige Bauerngefährte begegneten uns, die Leute grüßten tief, uns mit großen, angstvollen Augen mustern.

„So haben sie sich auch vor den Russen verbeugt,“ sagte ich, um die qualvolle Rede des bedrückenden Schweigens zu brechen.

Der alte Mann sah auf und suchte meinen Blick.

„Sie wissen nicht, vor wem sie sich beugen,“ sagte er langsam, „sie neigen sich vor der Majestät des Krieges und vor dem Leid der Menschheit.“

Seine Worte sanken mir tief ins Herz. Die hat der Schmerz die kleine Parteilichkeit im Urteil genommen, dachte ich, du fühlst, daß die ehernen Schranken, die die Völker im Kriege trennen, einen wehen Ausgleich in einer ganz neuen Gemeinschaft hervorgerufen, in der Gleichheit ihres gemeinsamen Leids. Ich betrachtete meinen Begleiter heimlich und aufmerksam. Er war mir so fremd, wie nur ein Mensch dem andern sein kann, ich kannte nicht einmal seinen Namen. Aber nach seinen letzten Worten war er mir seltsam nahe gerückt, und zum erstenmal empfand ich, daß wir hier zu Zweien, in einem fremden Land, an einem traurigen Morgen, zwei lebendige Menschen, einen Verstorbene suchten.

Der Kirchhof war weit draußen. Wir betraten ihn endlich, naß und ermüdet. Er bot, wie die galizischen Friedhöfe fast alle, unserm deutschen Anspruch wenig Erhebendes, der Flech- und Steinschmuck der Gräber, die fast alle lahl und zum größten Teil vernachlässigt waren, berührte höchstens und lieblos, ich dachte an die durchlungenen Totengärten meiner norddeutschen Heimat, und ein Frösteln der Fremde befiel mich.

Ein Feld hinter dem Kirchhof war der neue Begräbnisplatz. Dort lagen Deutsche, Oesterreicher, Tschechen, Russen, jede in ihrem Teil bestattet, und beim Rückblick dieser gleichmäßigen Reichen,

die wie neue Beete eines frisch angelegten Gartens wirkten, erschien mir das Bild des Todes in der Gestalt eines Gärtners, der sein Land in liebevoller Ordnung und bedachter Bereitschaft zu einer großen Ernte bestellt hat. Wie sorgfältige Pflanzungen zogen die Kreuzreihen sich dahin, ihr hellgelbes Holz über dem Lehmboden gegen den grauen Himmel ist mir unvergänglich geblieben. Ein jedes dieser schlichten Denkmale trug einen Namen, den Todesstag, eine Nummer und das Regiment seines Schläfers. Das war ein trauriges Suchen.

Ich sah, daß mein Nachbar zitterte. Er ging mühsam und gebeugt, und sein Mantel war durchnäßt. Im Hintergrund des Feldes bewegte sich ein Bauerngefährt mit einem Hofsarg. Der Priester und ein paar österreichische Soldaten schritten hinterher. Es wurde halt gemacht, es bildete sich eine Gruppe im Nebel.

„Hier ist er begraben...“ sagte eine rauhe Stimme leise neben mir, „hier liegt er.“ Es klang seltsam sachlich. Nach einer Weile atmete der alte Mann tief auf und sagte ohne Schmerz und ohne eine Klage im Ton:

„Ich hatte ihm, als er ein kleiner Junge war, eine Schaufel bauen lassen, hinter meinem Arbeitszimmer im Garten, und von meinem Schreibtisch aus sah ich seinem Spiel zu. Das war eine Freude für mich, von der er nichts wußte. Da sah ich, wie er es trieb, was sich in ihm regte und was ihn beglückte. Dierzu hatte er Glück, dies wieder ließ ihn gleichgültig. Und eigentlich ist es immer so geblieben: ich sah ihm zu, und er wußte nicht gar zu viel von dem, was mich bewegte. Jetzt scheint es mir, als habe ich nicht unrecht daran getan. So blieb ich mir auch treu, als er in den Krieg wollte. Ich habe nichts getan, was seine heiße Freude schmälerte, und nun stehe ich hier wieder, schau an ihn nieder, und er weiß nichts davon... Aber was denn nun?“ fuhr er fort und sah mich an, „soll ich wieder mit Ihnen umkehren, ich Alter? Ja, ich werde es tun,“ antwortete er sich selbst, „ich bin zu alt geworden, um dem Leben nicht gehoriam zu sein. Schauen Sie über die weiten Gräberreihen hin, alle weicht ihr großer heiliger Gehoriam, und je tiefer er aus dem eigenen Wesen und innersten Willen dringt, umso edler ist er. Oft meine ich, der Gehoriam gegen alle und ihr Wohl und die wahre Freiheit, die haben viel miteinander gemein, aber ich kann Ihnen nicht sagen, im tiefen, denn meine Gedanken vermögen meinem Herzen nicht immer zu folgen, wohl aber ich selbst, und es scheint mir das Beste.“

Wir gingen schweigend heim, und der Alte trat noch in der gleichen Nacht die beschwerliche Heimfahrt an. Ich gedachte seiner in einer wehmütigen Erhabenheit, bis in meiner Erinnerung langsam ein seltsames, heimliches Glän aus seinem einfachen Worte erwachte, dessen Glanz und Wärme mich begleiteten wie ein Licht aus der Heimat.

### Vermischtes.

\* Die Entstehung des Bußtages. Bußtage gibt es seit dem Jahre 1546. Der Herzog und Kurfürst Moritz von Sachsen, der in der Schlacht bei Sievershausen gegen Albrecht von Meibades von Brandenburg-Brandenburg am 9. Juli 1553 schwer verwundet wurde und zwei Tage später starb, war der Veranlasser dieser Einrichtung. Wegen der damaligen gefährlichen politischen und kirchlichen Verhältnisse traf er die Anordnung, und Kurfürst Georg von Anhalt, Koadjutor in geistlichen Sachen zu Merseburg, schrieb den ersten Bußtag für den 6. Juli 1546 aus. Zugleich wurde den Pfarrherren vorgegeschrieben, wie sie sich dabei zu verhalten hätten. Die Bußtage sollten wöchentlich zweimal, Dienstag und Freitag, stattfinden und aus jedem Haushalt mußten Personen in der Kirche erscheinen. Später wurden natürlich die Bußtage vermehrt und schließlich auf drei im Jahre, mit vorgeschriebenem Text für die Predigt, reduziert. Bei gehaltenen Festen wurden auch noch wöchentliche Bußvermahnungen angeordnet. Tann gab es in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten verschiedene Bußtage, die nun in den meisten auf einen zurückgeführt sind.

\* Der Hunger in Petersburg. Die Knappheit der Lebensmittel verändert immer mehr das Petersburger Straßenbild. Ganz besonders groß ist der Andrang zu den Zuckerverkaufsstellen, denn es scheint, daß der Mangel an Zucker die Petersburger am empfindlichsten Punkte getroffen hat. Die nachsichende, anschauliche Schilderung, die der „Ruskoje Slowo“ wiedergibt, beleuchtet die zähe Ausdauer, mit der in der russischen Hauptstadt um den Zucker, und zwar um den „echten“ Zucker, gekämpft wird, eine Standhaftigkeit, die auf wichtigeren „Kriegshauptplätzen“ Wunder verrichten könnte: „Der Laden ist geschlossen. Die Lampen sind ausgelöscht. An der Türe draußen kündigt ein Matrat: „Der ganze Zucker ist ausverkauft!“ Ungeachtet dessen sammelt sich eine Menge an und bildet unwillkürlich eine Kette. Weder der Regen, noch der Wind, noch die spöttischen Bemerkungen der Vorübergehenden üben eine Wirkung auf die Darrende aus. Ihre Geichter versteuern sich gleichsam. Ihr Blick spricht von fester Entschlossenheit. Jeder von ihnen denkt: „Eher sterben, als jemandem den Platz räumen!“ Die Kette wird fast ausschließlich von Frauen gebildet, aber nicht nur von einfachen mit dem Tuch auf dem Kopfe, sondern auch von solchen, die Spitzenhauben und selbst moderne Hüte tragen. Was wollen sie eigentlich? Sie wollen Zucker! Aber zwei Schritte weiter von diesem Laden wird in einem mächtigen Fruchtkeller

Zucker, das heißt Streuzucker, verkauft! Aufschreiend gilt er nicht als Wollzucker. Wie könnten sich sonst die Leute entschließen, bis zum Umfallen zu stehen und bis auf die Haut nah zu werden, um nur auf solchen, harten Zucker zu warten! Auf die dringenden Fragen der Wartenden erfolgte wiederholt die tröstliche Antwort: „Es ist doch alles verkauft, kommen Sie morgen!“ Es waren 20 Minuten verstrichen, 40 Minuten . . . eine volle Stunde. Der Laden blieb geschlossen und dunkel wie früher, und ebenso blieb die Kette unentwegt stehen, ohne zu murren, nur daß sie doppelt und dreifach an Länge zunahm. Aus dem Hofe tritt endlich ein Ladenjunge und sagt: „Meine Herrschaften, Sie warten vergebens, heute gibt es keinen Zucker mehr, kommen Sie morgen!“ „Das ist nicht wahr, wir haben selbst gesehen, wie acht Zuckerhüte auf den Hof geschafft wurden!“ „Aber sie müssen doch zer schlagen werden!“ „So schlägt und sagt doch den Zucker! . . .“ „Das dauert zu lange!“ „Tut nichts, wir werden warten!“ . . . Und es wird gewartet. . . . Endlich kommt der ersehnte Augenblick, und es wird im Laden hell. Die Kette gerät in Bewegung. Die ersten, denen die Türe sich öffnet, werden hineingehoben, und dann wird die Türe vor dem Ansturm der anderen zu schließen gesucht, aber vergebens! Sie kracht bereits in allen Fugen, denn ein paar „Chuligang“ haben sich dazwischen gedrängt und stoßen die Frauen gewaltsam weiter. Es erhebt sich ein Geschrei. Die Türe geht auf, kann aber nicht mehr geschlossen werden. Eine Menschenlawine stürzt in den Laden. Es ist nicht mehr möglich, die Hände in die Taschen zu stecken, so dicht steht einer neben dem anderen. Die Zuckerverteilung beginnt. Erst gibt es zwei Pfund, dann bald nur 1 Pfund und dann — ist alles wieder vergriffen! Der Laden wird leer, die eingebrachten Tüten werden zugestopft, das Licht geht wieder aus. Und an der Straße stehen immer noch Leute, bilden immer noch eine Kette und lassen sich vom Regen durchsprühen und von den Vorübergehenden auslachen. . . . Es gibt jedoch noch eine Möglichkeit, Zucker zu erlangen! Bei uns auf dem Hofe wohnt eine alte Frau, die über ein Zuckertager verfügt. Ganz früh morgens geht sie mit ihrem Marktfloh auf Weite aus und kehrt spät abends zurück, denkorb völlig gefüllt mit Zweipfundpaketen Zucker. „Daß Du viel heimgelbracht, Mütterchen?“ „Nur 10 Pfund!“ Man sagt aber, daß sie bereits ein ganzes Zuckertager angesammelt hat!

\* Der französische Vershändler. Im „Monatse Geneser“ wird folgende kleine Anekdote erzählt: Als Victor Hugo in der Rue de la Tour d'Auvergne wo etc. kam eines Tages ein gut gekleideter Herr zu ihm, der sich ihm als Herr Corbunin, Besitzer eines Kramladens, vorstellte: „Nun will ich in wenigen Worten die Sache erörtern, die mich zu Ihnen führt, Monsieur Hugo“, sagte er. „Ich bin Dichter, und neulich Abend nun, als mich der Teufel ritt, habe ich in einem Ihnen dreihundert Verse gemacht. Beim Abschreiben dachte ich mir: was werde ich nun damit machen? Aber bald war ich von dieser Verlegenheit befreit. Ich sagte mir: zwei Scherz von dir entwerft wohl Victor Hugo, der berühmte Dichter, dessen eigenes Geschick es ist, Verse zu machen und sie einzeln an die Buchhandlungen zu verkaufen. Geh zu ihm und mache ihm den Vorschlag, deine dreihundert Verse billig zu erwerben.“ Victor Hugo hatte die größte Mühe, dem Kramhändler verständlich zu machen, daß er nicht Verse von anderen kaufe. „Ich lebe, daß ich mit Ihnen nicht einkaufen kann“, sagte er schließlich beleidigt, „ich werde mal zu Alexander Dumas gehen!“

\* Kriegsmorgen in Venedig. Der Krieg hat das Leben in Venedig vollkommen verändert. Das Stadtbild hat ein ungewohntes, der meisten Schönheiten beraubtes, düsteres Aussehen angenommen. Die berühmten Gebäude, deren alte Pracht die Plätze, Gassen und Kanäle zierte, sind hinter hölzernen Bauten, hinter Lehm, Ziegelwerk und Sandläden verschwinden. Alle öffentlichen Kunstwerke, die von ihrem Standorte weggeschafft werden konnten, sind in bombensicheren Verstecken verwahrt. Und auch das Leben der Einwohner Venedigs geht längst nicht mehr seinen alten Gang. Da jederzeit eine heftige Beleuchtung strengstens untersagt ist und nicht einmal ein Lichtkimmer aus den Fenstern der Häuser fallen darf, geben die Venezianer im Kriege sehr zeitig zu Bett. Dafür suchen sie sich, wie der Berichterstatter der „Times“ in einem Sinnbild aus der Lagunenstadt schreibt, durch Frühaufstehen für den Verlust des Abends zu entschädigen: „Vereits um 4 Uhr morgens erwache ich insofern des Lärms im Freien. Die Riva degli Schiavoni — der bekannte Anlegesteg der Lidobarkassen und städtischen Dampfschiffe — ist bereits zum Leben des Tages erwacht. Matrosen in Kriesschutzkleidung werden auf einem kleinen Dampfer einachtsift, der bereits zur Dämte mit Truppen gefüllt ist. Einige Minuten später erscheinen zwei orange röhrene Torpedobootzerstörer, die kleine schwarze Rauchwolken ausstoßen und in voller Fahrt seewärts entschwinden. Motorboote, von deren Flaagenlange der italienische Wimpel weht, kreuzen den Kanal. Dann erhebt eine Flie ersteleung am Himmel. Sie fliegt in so großer Höhe, daß sie manchmal gänzlich verschwunden zu sein scheint. Aus einem Palast am Hafen bengen sich braune Röhre mit weichen Verbänden. Auch verbundene Hände, Armklängen und Armklängen werden in den gotischen

Fenster Rahmen sichtbar. Vor dem königlichen Palast liegen vier schwarze Boote, die mit den Zeichen des roten Kreuzes versehen sind. Auf dem Marktplatz, dessen Gebäude ringsum verhängt sind, herrscht vollkommene Stille. . . .“

**Büchertisch.**

— Die Letzter „Illustrierte Zeitung“ (Verlag A. J. Weber, Leipzig) ist in der Lage, in ihrer neuen Kriegszahl (Nr. 376) eine Reihe interessanter Zeichnungen zu veröffentlichen, die ihr zum Verbleichen Kriegsbildungsauftrag einander Sonderzeichner Richard Ahmann in Belgrad und Umgebung an Ort und Stelle nach den Kämpfen gezeichnet hat. Auch die Zeichnung „Serbische Komitasschi“ von Viktor Stranam ist von einem aktuellen wie kein kritischem Krieg. Andere Zeichnungen von Fraume, Böning und Reschreiter führen uns nach dem östlichen Kriegsschauplatz und an die italienische Front. Beachtenswert sind die doppelseitig wiedergegebene Zeichnung einer Trainkolonne im Fichtelental (Sokolitten) von W. Gawe und die dem Verbleichen abgezeichneten Skizzen Dugo Kleus von der Serbisch-ungarischen Morne, Grenzbilder aus den deutschen Stellungen in Mandern Keren O. J. Elberg und Paul Denkel. Motive aus Laon behandelt Carl Vogt. Nach den Erdanellen verlegen Zeichnungen des dorthin aufgefunden Sonderzeichners Georg Lebercht. Auch der nach photographischen Aufnahmen hergestellte Alt Schmidt bietet viel Aeseln des, Die Frage, ob der Weltkrieg ein „Nationalitäten- oder Wirtschaftskrieg“ sei, behandelt im Textteil Prof. Dr. Otto Gramzow. Vorschläge zu Verdeutschungen im Feere macht Paul Dündt. Ein relatives Wachtumbildnis hinter der Schienenlinie in den Loosen beschreibt Albert Fende. Der spanische Roman „Weltwende“ von Karl van Ströbl führt die Leser in den neuen Kapitel auf den heißen Boden Willkührens vor dem Kriege.

— Kürschners Bücherstich — Hermann Hiltner Verlag, Berlin und Leipzig — bringt als Doppelband — Nr. 1033 34 — den sechsten und sechsten Roman von G. von Suttner: „Im Zeichen des Kreuzes“. Der Roman zeigt in hohem Maße alle Vorzüge, die diesem österreichischen Schriftsteller eigen sind: er gewährt uns heute noch deswegen ein besonderes aktuelles Interesse, weil seine Handlung sich teilweise in Gallizien abspielt, in dem Lande, dessen Verhältnisse uns wegen der kriegerschen Ereignisse heute besonders interessieren.

— Politische Ideale. Von Douglas Stewart Chamberlain, München, R. Bruckmann, N. W. Preis 1 Mark. — Vergangenes ist hinter uns getan, so lautet das Goethe'sche Motto, das der Verfasser der „Kriegsalltags“ seinem neuen Buche voranstellt. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um eine höhere Einsicht folgende neue Orientierung menschlicher Politik, ein Gedanke, den zu erfassen im gegenwärtigen Augenblick unter allen Nationen Deutschland allein fähig ist. Warum das so werden muß und wie es gelingen kann, das zeigt uns Chamberlain mit der gleichen erquickenden Frische, wissenschaftlichen Reife und überzeugender Klarheit, die wir an seinen früheren Werken, besonders den „Grundlagen des Nationalismus“, schätzen. Wir müssen das Bestreben wollen, dann gewinnen wir es auch. Wer sich der Erkenntnis nicht verweigert, daß in den gewaltigen Ereignissen der Gegenwart das Schicksal der Menschheit für die nächsten Jahrhunderte entschieden wird, wer beabsichtigt hat, wie jetzt überhaupt Zusammenfassung der Kräfte, so nach dem Kräfte höchste Bestimmung des ganzen Volkes vorzudenken ist, der wird aus den politischen Idealen die rechtbarsten Anregungen schöpfen. Also sehr in die Preis acht schon der Strom der Schriften über Krieg und Politik; hier aber kriecht ein weitsehender Denker, dessen kraftvolle Worte uns wirklich fördern werden.

**Kreuzrätsel.**

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben

```

a a b b c c c c c c c c h
h h k k l l l l l l n o o o
o p p p p p r r r r s a z z z

```

derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

1. Kostbares Kleidungsstück.
2. Ein Fahrzeug.
3. Ein Gedicht.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Porzellankurm.